



VON LEBENS- UND LESEERFAHRUNGEN:
SÄKULARKLÖSTERLICHE
BETRACHTUNGEN
GEORG ESSEN

Georg Essen, 1961 geboren, wurde nach dem Studium der Theologie und Geschichte in Münster und Freiburg/Br. an der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster zum Dr. theol. promoviert. 1999 erfolgte die Habilitation. An der Münsteraner Fakultät war er von 1988 bis 2001 wissenschaftlicher Assistent und Hochschuldozent. Von 2001 bis 2011 hatte er die Professur für Dogmatische Theologie und von 2006 bis 2011 zusätzlich die Professur für Religions- und Kulturtheorie an der Radboud Universiteit Nijmegen (Niederlande) inne. Seit 2011 ist er Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum. Forschungsschwerpunkte: Gotteslehre; Christologie; Theologische Historik; Theorie der Moderne; Religionsverfassungsrecht und politische Theologie. Publikationen: *Theologie der Geschichte – Geschichte der Theologie* (Freiburg, 2018, hg. mit Christian Frevel); *Geschichtstheologie und Eschatologie in der Moderne* (Münster, 2016); *Philosophisch-theologische Streit-sachen: Pantheismustreit – Atheismustreit – Theismustreit* (Darmstadt, 2012, hg. mit Christian Danz). – Adresse: Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte, Katholisch-Theologische Fakultät, Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 150, 44801 Bochum, Deutschland. E-Mail: georg.essen@rub.de.

Beim Philosophen Johann Gottlieb Fichte, dem Theoretiker des menschlichen Selbstbewusstseins, findet sich das aussagekräftige Bild von der „doppelten Reihe im Bewusstsein“. In all unseren Selbst- und Weltdeutungen, so der Grundgedanke, schauen wir Menschen uns selbst zu. Ich müsste die Biologen unter den Fellows unseres Jahrgangs fragen, ob wir Menschen die einzigen Lebewesen sind, die so etwas können. Verfügen

Bienen, über die Lars Chittka forscht, über diese Fähigkeit, oder Fledermäuse, bei denen sich Inga Geipel auskennt, oder doch zumindest Elefanten, mit denen Hannah Mumby auf vertrautem Fuße steht? Wie dem auch sei! Wir Menschen jedenfalls haben die Fähigkeit, uns bei dem, was wir so tun und treiben, denken und schreiben, selbst zuzuschauen.

Dazu bestand für mich in diesem wunderbaren Jahr am Wissenschaftskolleg reichlich Gelegenheit. Es gab in meinem Domizil, der Villa Walther, viel zu lesen, zu denken und zu schreiben, es gab in Berlin kulturell, kulinarisch und politisch viel zu erleben. Wer für ein Jahr in einer Stadt lebt, ist mehr als nur ein Tourist oder kurzzeitiger Besucher. Auch darum war es eine vortreffliche Entscheidung, dass Sabine, meine Frau, und ich uns entschieden haben, in diesem Jahr unseren Lebensmittelpunkt nach Berlin zu verlagern. Es war einfach nur großartig, wie selbstverständlich auch sie, wie alle Partnerinnen und Partner der Fellows, ein Teil der Wiko-Gemeinschaft war. Sabine und ich waren, mit Vorliebe für Charlottenburg, Flaneure, Verweilende, Neugierige und Vorbeieilende in dieser Stadt, knüpften neue und festigten alte Freundschaften. Vor allem aber war für mich reichlich Zeit vorhanden, mir bei all dem, was mir zufiel und was ich erfahren durfte, über die eigene Schulter zu schauen. Hinter mir lagen anstrengende, teils fremdbestimmte Jahre als Dekan meiner Bochumer Fakultät. Für Forschung blieb da wenig Zeit, und die Lektüre hatte sich aufs Nötigste zu beschränken. Auch benötigte ich dringend einen geschützten Denkraum, um die Vielzahl von Forschungsthemen und Fragestellungen, die da seit langem schon mehr oder weniger unkoordiniert im Kopf rumschwirrten, zu ordnen und zu strukturieren. Aber ich wollte die Chance auch nutzen, mir Klarheit darüber zu verschaffen, wohin, was meine künftige Forschung betrifft, für mich als Wissenschaftler die weitere Reise gehen soll.

Für einen katholischen Theologen wäre es keineswegs abwegig, das Wissenschaftskolleg ein Säkularkloster zu nennen; eines, in dem die benediktinische Observanz profan gepflegt wird. Es liegt im Grunewald und also in relativer Abgeschlossenheit; ein ruhiger und kontemplativer Ort. Das Wiko kennt ein eigenes Zeitmaß, befolgt Rituale. Vor allem aber legt man Wert auf einen stilvollen und kultivierten, gleichwohl angenehm lässigen Umgang miteinander. Man ist umsorgt von einer nie erlahmenden und herzlich zugewandten Gastfreundschaft. Auch gibt es ein säkulares Äquivalent zum „ora et labora“. Ob man das hohe Maß an selbstbestimmter, ganz und gar nicht am Output orientierter Forschung wirklich „Arbeit“ nennen darf, hängt vom Auge des Betrachters ab. Wohlwollende Spötter unter meinen Freunden und Kollegen behaupteten freilich, ich hätte mir eine intellektuelle Auszeit vom Leben genommen. Aber so ist das nun einmal mit

Exerziten, die man in einem Kloster verbringen darf – und sei es in einem, in dem die profane Observanz eingeübt wird. Es wurde, vor allem, die Zeit geschenkt, zu lesen, zu lesen und abermals zu lesen! Endlich mal wieder ein Buch, das von der ersten bis zur letzten Seite studiert werden konnte. Wann findet sich schon die Zeit, den *Leviathan* von Thomas Hobbes zur Gänze durchzuarbeiten? Wann bietet sich die Gelegenheit zu erstmaligen intensiven Lektüren, wie es mir mit dem Rechtsphilosophen Hans Kelsen widerfahren ist? „Ora“ aber, das dürfte, ins Säkulare übersetzt, das offene Feld des Wissens und Forschens sein, das uns Fellows miteinander kommunikativ verbunden hat. Viele Wissensgebiete und Fachkulturen trafen hier aufeinander. Gleichwohl waren wir Teil einer gemeinsam geteilten Reflexionskultur, die sich weniger über Themen definierte, als vielmehr über den Habitus einer theoretischen Neugierde, intellektuellen Offenheit und echten Aufmerksamkeit. In ungezwungener Atmosphäre begegnete man klugen Köpfen, gebildeten Gelehrten und faszinierenden Menschen.

Als wohltuend habe ich empfunden, dass stets die Freiräume groß genug blieben und man Nähe und Distanz selbstbestimmt wählen konnte. Davon habe ich zwischendurch immer mal wieder Gebrauch machen dürfen: „Ich will niemanden sehen, ich will mich durch keinen Anblick verwirren lassen, beim Schreibtisch, das ist mein Platz, den Kopf in meinen Händen, das ist meine Haltung“ (Franz Kafka).

Es war ein weiser Rat, den Daniel Schönplüg gleich anfangs gab, mich ungeachtet der religionspolitischen Aktualität meines Themas nicht mit eigenen Interventionen an laufenden gesellschaftlichen Diskursen zu beteiligen, sondern wirklich die Chance zu nutzen, eine Monografie zu schreiben. Im Mittelpunkt meines Projekts stand ursprünglich die Selbstverortung von Religionen im Beziehungsgeflecht von modernem Verfassungsstaat und säkularer Zivilgesellschaft. Am Beispiel des Katholizismus wollte ich erforschen, unter welchen politischen und soziokulturellen Bedingungen es Religionen gelingen kann, die ihnen gesellschaftlich vielfach abverlangte Affirmationsleistung zu erbringen, sich die Prinzipien des modernen Religionsverfassungsrechts aus ihrem Glauben heraus zu eigen zu machen. Aber die bedrohliche politische Gemengelage, der wir auch und gerade in einem Säkular Kloster nicht ausweichen dürfen, zeitigt konfliktrträgliche religionskulturelle Folgen. Eine übergreifige, das Christliche vereinnahmende Identitätspolitik mit illiberalem Vorzeichen verlangt, deutlicher denn je, nach klarer Positionierung. Beides, ein Kantischer Republikanismus und ein aufgeklärter Liberalismus, gehört – lehramtlich wie fachwissenschaftlich – nicht gerade zu den normativen Selbstverständlichkeiten meiner Kirche. Gespräche, unter anderem und vor allem mit Carlo Strenger,

Andreas Staier, Carola Lentz, Thorsten Wilhelmy, Pascale Cancik und James Simpson verhalfen zu allenthalben fälligen Häutungen und Klärungen; Lisa Herzog entdeckte in mir den „protestantischen Katholiken“.

Dass in politisch aufgeregten Zeiten die Praxis der Theorie Fragen vorgibt, die nach Antworten verlangen, blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Konzeption meines Projekts. Die Verfung von Demokratie- und Souveränitätstheorien mit verfassungskulturellen Vorstellungen über religiös imprägnierte Traditionen und Narrative bedurfte, so die Einsicht, dringend der theologischen Reflexion und interdisziplinären Neubegründung. Dreh- und Angelpunkt sind dabei – herzlichen Dank an Christoph Möllers und Dieter Grimm für anregende und weiterführende Gespräche – neuzeitliche Souveränitätskonzeptionen von Bodin über Pufendorf und Hobbes bis hin zu Rousseau. Gegenläufig zu der Bedeutung, die dem Souveränitätsbegriff in staats- und verfassungsrechtlichen Diskursen beigemessen wird, ist er in der Theologie – anders als dies im 19. Jahrhundert noch der Fall war – gegenwärtig ein blinder Fleck und wird, wenn überhaupt, eher stiefmütterlich behandelt. Ein Gemisch aus einer Skepsis der liberalen Demokratie gegenüber, einer gebrochenen, unter Vorbehalt gestellten Identifikation mit modernen Freiheitsrechten sowie einer Negierung des Autonomieprinzips blockiert katholischerseits die theologische Rezeption neuzeitlicher Souveränitätskonzeptionen. Alles zusammen genommen nahm mein Thema eine Wendung, die für mich so nicht vorhersehbar war und die dazu führte, dass es nun ein ganz anderes Buch wird als ehemals geplant. Der Titel ist, zugegeben, gewagt, aber passend – „Fragile Souveränität: Eine Politische Theologie“. Allerdings verlangt das Konvolut des bereits Geschriebenen, das über Aufzeichnungen und Notizen hinaus ein fast vollständiges Buchmanuskript umfasst, nun nach einer neuen Formgebung. Als ich die konzeptionelle Neujustierung meines Projekts bei einem Mittagessen zur Sprache brachte und andeutete, dass es mir auf keinen Fall gelingen würde, mit mehr oder weniger fertigem Manuskript abzureisen, gab Luca Giuliani, der Abt unseres Säkularklosters, lakonisch, wie es so seine Art ist, zur Antwort: Wenn es anders wäre, müssten Sie nicht hier im Wissenschaftskolleg sein. Recht hatte er!

Die Fellow-Gemeinschaft stellte zugleich einen Resonanzraum für mein Thema dar. Dass die Bedrohung von innerer Liberalität offener Gesellschaften und demokratischer Rechtsstaatlichkeit keineswegs eine bloß theoretische Angelegenheit ist, gehört zu den bitteren Erfahrungen, die nicht nur mich, sondern viele Fellows nachhaltig beschäftigt haben. Bei einigen von uns war dies beileibe nicht nur in Projekten der Fall, sondern berührte sie existentiell, sehr elementar und teils auch dramatisch. Wir waren in einer Zeit

tiefgreifender politischer Erschütterungen im Wissenschaftskolleg. In vielen Diskussionen machte sich die Befürchtung über das Ende der uns vertrauten multilateralen und freiheitlichen Weltordnung breit. Insofern bildete unsere internationale *scientific community* auch so etwas wie eine Kontrastgesellschaft zu dem, was sich „draußen“ abspielte. Aber was heißt hier „draußen“? So wie in einem Benediktinerkloster die Welt ins Gebet genommen wird, so war sie für uns im gemeinsamen Reflektieren und Diskutieren stets sehr präsent!